Indiana Tribüne.

Erscheint Täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne" kostet durch den Träger 3 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne" 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents oder 65 Cents per Monat. Per Post außerhalb der Stadt zugeschickt in Vorausbezahlung $2 per Jahr.

Office: 18 Süd Alabama Straße.

Indianapolis, Ind., 20. Juli 1897.

Canadischer Süßwasserlachs-Fang.

Wenn man den Lesern von „Ouinaniche" erzählt (einem französisch-canadischen Wort, das aus der alten indianischen Bezeichnung „Winanish" entstanden ist), so werden wohl die meisten zunächst nicht die geringste Ahnung haben, um was es sich handelt. Aber einigermaßen vertraut mag ihnen der Name Süßwasser-Lachsforelle klingen; in der That ist obiges Geschöpf einfach eine besonders stattliche canadische Abart der letzteren. Es ist ein Lachs, der ausschließlich im Süßwasser vorkommt und in gewissen Theilen von Neuengland sowie auch da und dort in der alten Welt sehr nahe Verwandte hat, die bald „Schoodic Trout" (in Maine), bald „Gruyling" (in Neu-Schottland), bald „Silfrer-Lax" (in den schwedischen Binnensee-Gegenden), bald auch blos „Lachsforelle" (in europäischen Alpengegenden) genannt werden; letzterer ist übrigens beileibe nicht mit einem Salzwasser-Geschöpf zu verwechseln, das von Norddeutschen gerne ebenso genannt wird.

Fern in Quebec's Waldgewässern, in allen Strömen, die zum System des St. John-Sees gehören, namentlich aber am Oberen Saguenay hat die Ouinaniche ihr schönes Heim und kann in allen ihrer anmuthigen Glorie bewundert und auch gefangen werden, wenn man sich vor gefährlichen Abenteuern nicht fürchtet und sonst die erforderliche Geschicklichkeit hat. Bei erfahrenen Sportsleuten — meist sehr gewandte und flinke Französisch-Canadier — gilt diese Fischjagd für eines der flottesten Sportvergnügen, die sie sich denken können. Sie setzen sich dabei einer mindestens nicht geringeren Gefahr aus, als der unglückselige Schiffer in Heine's „Lorelei".

Denn der Obere Saguenay hat eine besonders große Menge reißender Wirbel und Schnellen, und gerade hier wird der Sport für besonders genußvoll erachtet. Es ist hier nichts Seltenes, im unmittelbaren Centrum eines stromabwärts ziehenden Wasserwirbels und nur etwa zwanzig Fuß von einem rauschenden Wasserfall entfernt, ein gebrechlich aussehendes Canoe hängen zu sehen, das indeß zwei Ruderer mit solcher Energie festhalten, als ob es angenagelt wäre! Mitten in dem Canoe steht der Fischer selbst mit einer sehr langen, eleganten Angelleine mit dem schönsten, kunstvoll eingerichteten Bambusstock. Nicht weit davon ragt aus dem Strome eine unheimliche schwarze Masse jäh auf, von tosendem Gewässer umbrandet: das ist die verrufene Insel Maligne, die ihren Namen nicht mit Unrecht führt; denn an dieser „Bosheits"-Insel ist früher mancher kühne Angler verunglückt. Die Luft ist erfüllt von lieblichem Harzduft der stattlichen Fichten und Schierlingstannen an beiden Ufern, zu denen vielfach der Wasserschaum emporspritzt.

Hier ist, wie gesagt, die klassischste Stätte für die Jagd auf dieses herrliche, anmuthige und schneidige Wassergeschöpf, das wie verklärt in den Strahlen der sich hereinstehlenden Sonne erscheint, wenn es seine Luftsprünge macht, und dann am unteren Leib und den Seiten (der Rücken ist in der Sommerzeit tiefschwarz) wie eine Sammlung prachtvoller Juwelen erglänzt, in silberweißer, bläulichgrüner, silbergrüner und Bronzefarbe. Nicht das größte seiner Art ist dieses Prachtgeschöpf, aber ungemein kampflustig bis zum letzten Augenblick, und eine fünfpfündige Ouinaniche macht dem Fischer mindestens ebenso viel zu schaffen, wie ein zehnpfündiger Lachs, und das will doch auch schon etwas heißen! Das Fleisch wird entschieden höher geschätzt, als das Lachsfleisch.

Durch die Vervollkommnung des Bahnverkehrs ist diese abgelegene Gegend dem Interesse der Sportswelt näher gerückt worden; aber Niemandem, der nicht an die canadischen Waldgewässer gewöhnt ist, dürfte zu obigem Vergnügen zu rathen sein!

Ueberproduction von Kirchen.

Das Wort „Ueberproduction" ist längst in unserer Zeit ein so verbreitetes Schlagwort geworden, daß es schließlich nicht überraschen kann, wenn dasselbe neuerdings in anglo-amerikanischen Kreisen auch in obiger Verbindung angewendet wird. Die deutschen Leser, auch wenn sie Mitglieder deutscher Kirchengemeinden sind, bekommen in gewöhnlichen Zeiten selten etwas aus jenen Kreisen zu hören; gleichwohl geht dort auch außerhalb der Zeit großer Conventionen manches Interessante vor.

Zur Zeit wird weithin im englischsprechenden kirchlichen Amerikanerthum, besonders des mittleren und des fernen Westens, darüber geklagt, daß eine sehr große Anzahl der betreffenden Kirchen in kleineren Städten sowie auf dem Lande ein höchst kümmerliches Schein-Dasein führen, und selbst dieses bloße Vegetiren nicht ohne schier übermenschliche Anstrengungen seitens einer Anzahl Gemeinde-Mitglieder jahraus, jahrein möglich sein würde, die betreffenden Pastoren aber in vielen Fällen ein wahres Hungerleben, (so arg, wie so mancher jener vielbedauerten deutschländischen Volks- und Dorfschullehrer alter und neuer Zeit, aber ein noch weniger sicheres!) zu führen hätten, und das Alles, weil zu viele Kirchen da seien, mehr, als selbst unter den günstigsten Umständen anständig würden bestehen können. Dabei werde noch immer weiter gegründet und gebaut; jede der betreffenden Secten wolle etwas Apartes für sich haben, auch wenn sie sich noch so wenig von der oder jener andern, schon an dem Ort etablirten Secte unterscheide; darunter müßten denn Alle leiden, und der wahren Religiosität werde oft recht nicht gedient.

Man erzählt z. B. von Städtchen im Sonnenblumen-Staat und anderwärts mit 2000 bis 2500 Einwohner, aber einem Dutzend oder gar noch mehr Yankee-Kirchen. Viele dieser Kirchen — so wird berichtet — wären schon lange zugrunde gegangen, wenn sie nicht von auswärts aus dem Missionsfonds einer Mutterkirche am Leben erhalten würden, oder gelegentlich auch blos durch private Schenkungen einzelner reicher Personen in irgend einem Theil des Landes. In andern Kirchen greifen die weiblichen Mitglieder das ganze Jahr zu allen erdenklichen Mitteln, Geld aufzubringen, um die unaufhörlichen Fehlbeträge nothdürftig zu decken; sie miethen Landstücke, bearbeiten sie mit heroischem Eifer und verkaufen das Product, sie veranstalten alle möglichen Unterhaltungen, oft sogar solche mit äußerst „weltlichem" Anflug, sie theilen bei Bazaars Küsse für so und so viel das „Stück" aus, u. s. w. So wird mit allen Mitteln der Erfindungsgabe und Verzweiflung eine recht klägliche Existenz immer wieder fortgesetzt, während das ganze Jahr über kaum der dritte Theil der Sitze im Gotteshaus je gefüllt ist. Pastoren müssen sich und ihre Familien mit vielleicht $400 oder noch weniger im Jahr durchbringen, und einen großen Theil dieses fürstlichen Salärs erhalten sie nicht in Geld, sondern in Producten. Bei den Gemeinde-Mitgliedern selber ist meistens „Geld das Wenigste". Aber das amerikanische Sprichwort „never say die!" wird dabei stets mit großer Zähigkeit befolgt, und niemals wird das Kirchen-Unternehmen aufgegeben, so lange nicht Alles in die Brüche gegangen ist. In der That hört man nur höchst selten von einem Bankerott einer dieser Kirchen, außer im Fall von Zwist unter den Mitgliedern.

Ein wirkliches Mittel, aus diesem unerquicklichen Verhältnisse herauszukommen, hat auch der practische anglo-amerikanische Verstand noch nicht zu entdecken gewußt. Man hat schon vorgeschlagen, überall eine Anzahl dieser Zwergkirchen mit einander zu consolidiren; aber wie gesagt, die meisten kleinen Sectengemeinden sträuben sich gewaltig gegen jeden Verschmelzungs-Gedanken, weil keine selbst die kleinste Kleinigkeit ihres Sonderlebens aufgeben möchte. Dabei werden die Zustände immer mißlicher. Man darf doch einigermaßen gespannt sein, wie sich diese Dinge weiter entwickeln.

Es kommt vor, daß der eine oder andere Kanzelredner von ungewöhnlichem Talent selbst unter solchen Verhältnissen sich eine bedeutende Praxis aufbauen kann, — aber es wird geklagt, daß er dann gewöhnlich dem ersten besten Ruf nach einer großen Stadt folge, wo ihm ein viel höheres Gehalt winke, und sich nicht darum kümmere, ob sein ländliches Werk wieder in Trümmer falle. Unter den oben geschilderten Umständen wird ihm das kaum Jemand allzu sehr verdenken! Und so steht denn bis jetzt selbst das findige Amerikanerthum dieser Erscheinung rathlos gegenüber.

Wo es allerzeit wackelt.

Ebenso wohl, wie es eine Stätte gibt, wo es beständig donnert und blitzt — wie bei einer frühern Gelegenheit erzählt wurde — gibt es auch eine Gegend, in welcher Erdbeben sozusagen beständig an Zapf gehalten werden. Erstere Stätte ist auf den westindischen Inseln zu suchen, letztere auf dem amerikanischen Festland.

An der Stelle, wo die californischen Counties Fresno, Tulare und Ingo zusammengrenzen, ist dieser unheimliche Schauplatz ewiger Erdbeben zu suchen. Kein Indianer oder eingeborener Mexicaner kann für Geldeslohn veranlaßt werden, dorthin zu gehen; sie sagen, es sei das Heim der bösen Geister.

Es ist eine unwirthsame felsige Gegend. Berge wechseln mit tiefen Thälern und abschüssige Kippen, und Schlangen, Scorpione, Tarantein, Hundertfüßler und anderes gruselige Gethier scheinen hier eine Art Paradies zu haben und sind in großer Menge anzutreffen. Die bemerkenswertheste Erscheinung aber bleibt die obengenannte. Unausgesetzt zittert und wackelt der Boden, und die Felsen selber scheinen beständig an einander zu reiben, als ob sie von einer mächtigen inneren Gewalt bewegt würden. Bei Nacht sollen die Erdbeben-Erscheinungen noch stärker hervortreten; man vernimmt alsdann auch häufig dumpfe Explosionen, welche offenbar aus großer Tiefe kommen und sich wie der Donner ferner Artillerie anhören.

Eine befriedigende Erklärung für diese ewige Wackeligkeit und Tumultbahnhaftigkeit ist niemals gegeben worden und wird sich wohl auch nicht geben lassen, so lange man diese Vorgänge nicht in Verbindung mit anderen Verhältnissen erschöpfend studirt. Mit den örtlichen Thatsachen selbst sind die Eingeborenen vertraut genug, — aber soweit man weiß, hat noch jeder rothhäutige Fremdenführer, wenn er von einem Fremden ersucht wurde, ihn nach der Stätte zu bringen, rasch Reißaus genommen.

Höllen auf Erden.

Unsägliches Leiden, Wahnsinn und Tod hat die ungewöhnliche Hitze der letzten Tage, während welcher das Quecksilber in vielen Landestheilen bis auf 100 Grad und mehr stieg, im Gefolge gehabt und doch fehlt es nicht an Menschen, welche es als einen Segen des Himmels betrachten würden, falls sie in solcher Temperatur arbeiten könnten. Es sind dies nicht etwa die Bewohner subtropischer und tropischer Länder, sondern die Arbeiter in gewissen Departements der großen Zuckerraffinerien, deren massige Gebäude sich am East River in Brooklyn, N. Y., erheben. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate" — „Lasset die Hoffnung draußen, ihr, die ihr eintretet," könnte mit Fug und Recht über den Pforten dieser Etablissements stehen, denn sie sind wahre Höllen auf Erden, aus denen den meisten Arbeitern nur der Tod Erlösung bringt. Von den Besitzern der Zuckerraffinerien wird behauptet, daß sie ihre Etablissements während des Hochsommers nicht schließen können und daß alles Mögliche geschieht, um sie kühl zu halten, allein trotzdem gibt es in denselben Arbeitsräumen in denen ununterbrochen eine Temperatur von ca. 140 Grad herrscht. Die meisten Menschen würden schon die Temperatur in den Krystallisirräumen in den unteren Stockwerken für unerträglich halten, und doch sind diese im Vergleich mit anderen Departements kühl zu nennen. In den Krystallisirräumen wird der Zucker in dickflüssigem Zustand in metallene Filter oder Kühler von kegelförmiger Gestalt gegossen. Diese Filter stehen mit dem spitzen Ende auf dem Boden und die Arbeiter haben in der aus dem kochenden Zucker ausstrahlenden fürchterlichen Temperatur auszuharren. Die Hitze ist so groß, daß sie selbst an den kältesten Wintertagen und bei weit geöffneten Fenstern nur Schuhe und Beinkleider tragen; trotzdem aber fließt der Schweiß in Strömen von ihrem Körper. Und bei dieser entsetzlichen Hitze sind die Räume noch mit Dämpfen gefüllt, die das Athmen ungemein erschweren. Ist der Aufenthalt in diesen Räumen schon zur Winterszeit eine Höllenqual, so wird es im Sommer, wenn nicht einmal von außen ein kühles Lüftchen etwas Erleichterung bringt, noch viel schlimmer.

In einem Departement ist der Fußboden von Eisen und dort befinden sich die Oeffnungen von 104 großen Holzkohlefiltern, welche durch zwei Stockwerke nach unten gehen. Dieser eiserne Flur ist so heiß, daß die Arbeiter ihre Füße erst allmälig daran gewöhnen müssen, ehe sie sich hin- und her bewegen können. Unten stehen die Filter so dicht zusammen, daß die Heizer kaum Raum genug haben, um die Kohlen zu den Feuern zu bringen. Von Luft ist dort kaum die Rede und die leichteste Kleidung wird zur Last. Wie unheimliche Dämone gehen die Arbeiter mit ihren Kohlenbürden von Feuer zu Feuer, mit Sehnsucht des Augenblicks harrend, wenn sie nach frischen Kohlen hinausgehen.

Entsetzlich wie der Aufenthalt in den unteren Räumen der Raffinerien ist, so ist es dort noch nicht bei Weitem so schlimm wie oben. Dort herrscht ununterbrochen eine Hitze von ca. 140 Grad und dort gehört es zu den gewöhnlichen Erscheinungen, daß an einem einzigen Tage ein halbes Dutzend Männer von der Hitze übermannt wird. In langen Reihen stehen dort die mächtigen Behälter, in denen der Zucker gekocht wird, und die kochende Masse muß von den Arbeitern ohne Unterlaß gerührt werden.

Die Mehrzahl der in diesen Räumen beschäftigten Arbeiter sind Polen und Ungarn, Leute, welche von frühester Jugend an die schwerste Arbeit gewöhnt sind und die schwersten Leiden mit wunderbarer Geduld zu ertragen vermögen. Und für die Arbeit in dieser Höllentemperatur erhalten die Männer bei einer täglichen Arbeitszeit von 12 bis 15 Stunden den fürstlichen Lohn von $1.44 bis $1.95 pro Tag!

„Steckbrief" unserer thierischen Feinde.

Etwas Derartiges wird es sein, was unser unternehmendes Ackerbau-Departement in seinem nächsten Jahrbuch nebenbei bieten will; jedenfalls ein neuartiger Beitrag zur Naturgeschichte. Die Abhandlung wird den Titel führen: „Thiere, von denen man annimmt, daß sie Feinde der Menschheit sind." Vielleicht wird der Leser etwas überrascht sein, wenn er erfährt, daß nur etwa 20 Gattungen solcher thierischen Feinde des Menschen aufgeführt sind und auch diese nicht durchweg ohne Vorbehalt. Aber mit dem unzähligen kleinen Kroppzeug wird sich die betreffende Abhandlung nicht befassen; sie wird nur eine Anzahl Säugethiere und Vögel enthalten, die namentlich für geschworene Feinde der Landwirthschaft gelten und auf deren Tödtung in den verschiedenen Staaten der Union Prämien gesetzt waren oder noch heute bestehen.

Und hier gerathen wir sogleich auf denjenigen Punkt der Abhandlung, welcher interessanter ist, als der „Steckbrief" an sich, nämlich auf die amtliche Erörterung der Frage, wieweit solche Prämien zur Vernichtung oder wenigstens Verminderung der betreffenden Feinde beigetragen haben. Es ist das erste Mal, daß diese Frage officiell umfassend behandelt wird. Die Antwort aber fällt sehr trostlos aus, und die gebotene Auskunft läßt es mehr als zweifelhaft erscheinen, daß in irgend einem Theile der Ver. Staaten die Prämien für solche Zwecke jemals ihre Bestimmung erfüllt haben!

Wohl sind manche der betreffenden Thiergattungen viel seltener geworden, z. B. die Wölfe östlich vom Mississippi. Aber wo dieser Fall vorkam, war er hauptsächlich eine ganz natürliche Folge dichterer Besiedelung des Landes. Wo eine solche nicht stattfand, haben sich die Unthiere theils nicht vermindert, theils sogar noch vermehrt, wie die Coyoten in Theilen von Californien, die Wölfe und Coyoten in New Mexico u. s. w. Die Abhandlung wird den vielfachen Humbug, welcher mit dem Prämien-System getrieben wird (übrigens nicht in unserem Lande allein) und sogar den Charakter eines großen Züchtungs- und Importgeschäfts erreichte, in besonders helles Licht rücken.

Ihr Mann.

Von Julius Halm.

Unter all' jenen Weibern, die im kleinen Teich des Dorfes Marmeda an einem kühlen Märzmorgen ihre Wäsche einseiften, war Frau Antonia die traurigste. Sie schwang den Schlägel am langsamsten, und von Zeit zu Zeit ließ sie die Arbeit ruhen und verbarg das Gesicht in den Händen. Wenn sie sich dann wieder an's Waschen machte, liefen ihr die hellen Thränen über die Backen, und sie wischte sich mit dem Aermel des Kleides die nassen Wangen.

Die übrigen Wäscherinnen sahen sie alle mitleidig an. Alle wußten, daß sie die Frau eines Fleischhauergehilfen war und außerhalb in einem kleinen Häuschen gewohnt hatte. Die Mutter der Frau hatte mit ihnen gewohnt. Es ging ihnen ziemlich gut, denn Antonia war eine arbeitsame Frau, und die alte Frau bezog auch die Zinsen ihres sammengescharrten kleinen Capitälchens. Und alle entsannen sich noch jenes schrecklichen Abends, als man die alte Frau ermordet und ihre Geldlade ausgeraubt fand; Silbergeld, Papiere, Schmuck und Loose, alles war verschwunden. Und binnen kurzem verbreitete sich im Dorf das Gerücht, daß kein anderer als Antonia's Mann der Mörder sei. Er wurde von Gericht gestellt und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Und seither ging das Gerücht von Mund zu Mund, er habe am Tage der Urtheilsverkündigung bei allen Heiligen geschworen, er werde seine Frau an dem Tage tödten, an dem er aus dem Gefängniß entlassen würde, weil sie gegen ihn gezeugt.

Antonia gebar kurz darauf einen Sohn, aber die schwache, gequälte, vom Weinen gebrochene Frau konnte das Kind nicht nähren und auch keine Amme halten, hatte sie doch kaum selber zu essen. So erbarmten sich denn die Weiber des Dorfes ihrer und jede, die einen Säugling hatte, nahm den Kleinen für einen Tag in der Woche zu sich, so daß die vaterlose Waise jede Woche die Runde um das Dorf machte. Das Kind wuchs und gedieh zusehends, und auch Antonia genas und ging wieder an die Arbeit, aber die einst so gesprächige muntere Frau war wortlos und düster geworden und zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Mann eines Tages aus dem Kerker kommen könnte. Vergebens trösteten sie gutherzige Nachbarn; sie schüttelte den Kopf: „Er bessert sich nie. Außer wenn Gott selbst vom Himmel käme und ihm das Herz aus der Brust schneiden würde, um ihm ein anderes einzusetzen."

Und wenn sie so sprach, durchschauerte es sie kalt, und Fieberfrost schüttelte ihre Glieder.

Aber die Zeit dämpft jeden Schmerz, Antonia begann zu hoffen, daß die Thüre des Kerkers sich auf ewig hinter dem Verbrecher geschlossen, und oft schien es ihr, als wäre die Vergangenheit nur ein böser Traum.

Da eines schönen Tages, als der junge König einer schönen Fürstentochter ewige Treue schwur, kam in das Dörfchen die Nachricht, Antonia's Mann sei begnadigt worden.

Antonia wurde todtenbleich und sprach kein Wort, sondern kauerte sich auf die Schwelle nieder, streckte die Füße aus und, den Kopf auf die Brust senkend, starrte sie mit verschlungenen Händen vor sich hin. Der Kleine scheuchte sie aus ihrer Träumerei auf

„Mütterchen, wärme die Suppe, ich bin hungrig."

Die Nachbarn umringten sie. Einige von ihnen drückten dem Kinde Eßwaaren in die Hand, andere trösteten die Frau, so gut sie konnten. Ave Maria Purissima! Wozu sich härmen. Ob sie etwa glaube, er werde nach Hause kommen und sie gleich umbringen? Es gebe ja Gott sei Dank noch Gesetze und Polizei. Sie könne ja zum Richter gehen. Oder zum Gouverneur oder zum Minister oder zum Notar. Sie könne auch zu einem gesetzkundigen Advokaten gehen.

Endlich stand Antonia auf und erklärte, sie wolle zu einem Advokaten gehen, aber sie möchten sie nur hier erwarten.

Nach kurzer Zeit kam sie zurück, noch bleicher als sonst. Die Weiber liefen ihr neugierig entgegen.

„Was hat der Advokat gesagt?"

Die Antwort war niederschmetternd. Das Gesetz, anstatt sie zu vertheidigen, zwingt die Tochter der Ermordeten mit ihrem Gatten, dem Mörder, unter einem Dach zu schlafen.

„Ach du meine Güte, was ist das für ein Gesetz!" riefen Alle im Chor voll Entrüstung.

„Und giebt es keine Hilfe dagegen?"

„Der Advokat hat gesagt, wir können auseinander gehen, wenn ich beim Gericht den Scheidungsproceß einreiche."

„Was ist das, ein Scheidungsproceß?"

„Ein sehr langer Proceß, dessen Ende nicht einmal Gott abwarten kann."

Alle senkten die Köpfe. Die Zeit und ein Proceß haben nie ein Ende, und wenn der Proceß doch endet, so bereitet ihn immer der Unschuldige.

Das steigerte den Zorn der Nachbarschaft. Einige Weiber schlugen vor, man möge den König bitten, daß er die Begnadigung zurückziehe, und es wurde verabredet, daß jeden Tag eine Andere bei Antonia schlafen solle.

Am dritten Tage kam eine neue Kunde: dem Gefangenen sei die Strafe nicht ganz, nur theilweise erlassen, und er müsse noch einige Jahre im Gefängniß bleiben. Diese Nacht schlief Antonia zum ersten Mal wieder ruhig.

Jahre vergingen, und Antonia ging ruhigeren Herzens arbeiten. Eines Tages, als sie in einem Herrschaftshause im Taglohn arbeitete, brachte der Diener brühwarm die Nachricht, die junge Königin habe einen Sohn geboren.

Antonia war gerade dabei, die Treppen zu scheuern... Die Reibbürste fiel ihr aus der Hand, und in ihrem ersten erschreckten Zusammenfahren warf sie das volle Wasserschaff um. Ohne ein Wort zu reden, rannte sie todtenbleich auf die Straße hinaus. Es schien ihr, als ob ihre Glieder erstarrt wären. Draußen donnerten die Kanonen, das freudige Ereigniß verkündend. Und jede neue Salve durchzuckte ihr Herz. Die ganze Schreckensscene jener Nacht erneuerte sich vor ihren Augen, und zitternd verschloß sie sich in ihr Stübchen und kauerte fröstelnd am kalten Ofen — — — „Wenn er mich tödten will, mag er mich tödten, es ist vielleicht so besser..."

„Nur hier und da weckte das wehende Stimmchen des Kleinen sie aus ihrer Apathie:

„Mütterchen, ich bin hungrig.... Mutter, ich fürchte mich, ich fürchte mich..."

Am andern Morgen lud sie einen Korb voll Schmutzwäsche auf die Achseln und ging zum Teich mit dem Prügel in der Hand. Dort angelangt, begann sie die Wäsche zu prügeln, ohne auf die Fragen der Weiber zu antworten. Während sie stumm vor sich hinstarrend seifte, drang plötzlich ein Gerücht an ihre Ohren. Wer es verbreitete, als sie eben im Begriff war, nach Hause zu gehen, ob Jemand es aus Mitleid gethan oder ob es nur so von selbst entstanden war, wie eine Neuigkeit, die in der Luft liegt und von der jedes Kind weiß — Niemand wußte es zu sagen, aber Antonia griff mit der Hand an's Herz und fiel lautlos zu Boden.

„Also ist er wirklich gestorben?" fragten die Weiber Jeden, der vom Dorf herkam.

„Freilich, freilich."

„Ich hab's beim Kaufmann gehört."

„Und ich in der Mühle."

„Von wem hast Du es gehört?"

„Von meinem Mann."

„Und Dein Mann?"

„Vom Diener des Capitäns."

„Und der?"

„Von seinem Herrn."

Dieser Letztere war eine so verläßliche Autorität, daß Niemand mehr zweifelte. Der Missethäter war also am Tage der Begnadigung gestorben. Antonia hob das Haupt empor, zum ersten Mal seit langen Jahren kehrte die Lebensröthe in ihre Wangen zurück und sie weinte bitterlich vor Freude.

Abends kehrte sie später denn sonst in ihre Wohnung zurück, kaufte dem Kleinen Zuckerbrezeln und spazierte mit ihm lange in den Gassen umher ohne an's Nachtmahl zu denken, so wohl that ihnen beiden die frische Luft und das süße Gefühl, daß sie nun ohne Furcht ruhig leben könnten. Sie war so sorglos, daß es ihr, als sie an ihr Haus gelangte, gar nicht auffiel, die Thüre offen zu finden. Sie trat in die Küche ein, dann ins erste Zimmer. Da bemerkte sie, daß aus dem zweiten Zimmer ein Lichtschein durch die Thüre drang. Sie eilte zur Thür. Eine dunkle Gestalt erhob sich vom Tisch. Sie wollte schreien, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen.

Es war ihr Mann...

Sie stand regungslos, als hätten ihre Füße Wurzel geschlagen, ihre zu Eis erstarrte Rechte tastete zitternd nach dem Kinde, das in ihren Rockfalten Schutz suchte.

Und der Mann begann mit heiserer Stimme:

„Nicht wahr, auf mich hast Du nicht gerechnet?"

Auf diese Worte, aus denen sie Flüche und Hohn zu hören glaubte, fuhr sie zusammen und den Kleinen an sich drückend, stürzte sie zur Thür.

Aber er vertrat ihr den Weg.

„Wohin?" sprach er höhnisch. „Wozu die Ruhe des Dorfes stören? Alles schläft ja schon."

Das Blut erstarrte in Antonias Adern und der Selbsterhaltungstrieb begann sich fieberisch zu regen.

„Und das Kind?" brummte er, den Knaben mit der Kerze ins Gesicht leuchtend. Der Kleine schloß die Augen, denn das Licht blendete ihn, und er schrie, als wollte er sich vor dem nie gesehenen Vater vertheidigen, dessen Name er stets zwischen Flüchen erwähnen gehört.

„Das Kind ist sehr häßlich", warf er geringschätzig hin. „Hast Du nichts zu essen?"

Mechanisch ging sie an den Schrank, nahm ein Tischtuch heraus und begann zu decken. Ihre Hände zitterten so sehr, daß sie fast die Teller fallen ließ. Sie legte ihm Brot und geräucherte Fische vor und stellte sogar eine Flasche Wein auf den Tisch. Er setzte sich nieder und verschlang die Speise, tüchtige Schlucke aus der Flasche nehmend. Dann goß er ein Glas voll und rief die Frau an den Tisch.

„Ich bin nicht hungrig", murmelte sie.

Er zuckte die Achseln und aß weiter. Mit beiden Händen stopfte er Fische und Brod in sich hinein, und als die Frau sah, daß er satt sei, begann ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihr zu dämmern. Vielleicht würde er nun gehen und ihr nichts zu Leide thun.

Er hörte auf zu essen, zog einen Cigarrenstumpf aus der Tasche und zündete ihn an.

„Wohin?" schrie er, als er sah, daß sie sich der Thür näherte. „Laß uns heute in Frieden den Abend zubringen."

„Ich will das Kind zu Bett bringen", flüsterte sie zitternd und ging ins Nebenzimmer. Das war ehemals das Zimmer ihrer Mutter. Hier stand noch das Bett, in welchem die Bluthat geschehen war. Der Knabe weinte bitterlich, als sie ihn ins Bett legte, und schmiegte sich fest an die Mutter.

Bald darauf ging die Thür auf, er trat herein, legte Schuhe und Kleider ab, legte sich in das Bett des Opfers, rückte die Kissen zurecht und glättete die Decke.

„Und Du?" fragte er. „Was stehst Du dort wie eine Bildsäule? Legst Du Dich nicht nieder?"

„Ich bin noch nicht schläfrig", stammelte sie.

„Du wirst doch die Nacht nicht durchwachen, wie ein Nachtwächter."

„Schlaf nur ein! Ich — ich werde schon..."

Er fluchte grimmig.

„Fürchtest Du Dich vielleicht vor mir? Oder ekelt es Dich? Gleich legst Du Dich nieder, sonst..."

Antonia warf rasch Schuhe und Kleider ab. Von Zeit zu Zeit schlug das ersticke Weinen des Kindes an ihr Ohr...

Als der Morgen graute, weckte lautes Kindergeschrei die Nachbarschaft aus dem Schlaf. Die Nachbarn stürzten hinein und fanden Antonia todt auf dem Bette. Der herbeigerufene Arzt fand keine Spur eines Schlages oder einer Wunde.

Und den Kleine erzählte, des Abends sei ein häßlicher Mann zu ihnen gekommen und habe auch bei ihnen übernachtet. In der Frühe habe der häßliche Mann Mütterchen wecken wollen, und als er sah, daß sie ihm nicht antwortete, sei er wie ein Wahnsinniger davongelaufen.

Vielversprechend.

Junger Mann — sagte ihr Vater — ich halte Sie für einen tüchtigen, energischen Menschen und habe durchaus nichts dagegen, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen. Aber bei einer derartigen Angelegenheit müssen natürlich auch die Wünsche meiner Tochter in Betracht gezogen werden.

Glauben Sie, daß dieselbe meine Gefühle jemals erwidern wird?

Daran zweifle ich nicht. Nur müssen Sie ihr etwas Zeit lassen, für den Moment ist sie nämlich zu sehr von ihrem neuen Bicycle in Anspruch genommen.

Kasernenhofblüthen.

— „Puffke, Sie passen zum Soldatenmusikant!"

— Feldwebel: „Meier, machen Sie doch kein so unheimliches Gesicht, Sie müssen stets in die Welt blicken als ob Sie photographirt würden!"

— Höchste Zeit. Kurtchen: „Giebt es noch etwas, Mama?" Mama: „Nein." Kurtchen: „Ganz gewiß nicht?" Mama: „Aber nein! Es giebt nichts mehr!" Kurtchen: „Na, dann kann ich's ja sagen, daß ich schon Leibschmerzen habe!"

— Interessanter Vorgang. Student (zum andern im Theater): „Aber Spund, Du wirst doch nicht im Theater schlafen?" — „Warum denn nicht, kannst mich ja wecken, wenn auf der Bühne getrunken wird".

— Avancirt. Pusi: „Wie steht Du jetzt mit dem hübschen Lieutenant, der Dich neulich — als Du Dich auf dem Eise gefallen — aufgehoben?" — Gusti: „O, jetzt falle ich ihm bereits ohne Umwege in die Arme!"

— Verschnappt. Bräutigam: „Hätten wir nur erst zwei Zeugen, die mit zum Standesamt gehen." — Braut: „Würden Deine beiden Collegen nicht?" — Bräutigam: „Nein, die will ich nicht... die schadenfrohen Kerls!"

Durch eines von Beiden verursacht.

Die Blase hat den Zweck, als Urinbehälter zu dienen und als solcher ist sie keinen Krankheiten ausgesetzt, außer den beiden folgenden. Die erste entsteht durch unregelmäßige Thätigkeit der Nieren und die andere entsteht durch achtlose lokale Behandlung anderer Krankheiten.

Hauptsächliche Ursache.

Ungesunder Urin aus ungesunden Nieren ist die Hauptursache von Blasenkrankheiten, deren Schmerzen einen Lebensüberdruß hervorrufen. Die Gebärmutter wurde, geradeso wie die Blase für einen Zweck erschaffen und wenn sie nicht belästigt wird, so erkrankt sie nicht, außer in besonderen Fällen. In natürlichem Zustande ist die Gebärmutter ziemlich nahe hinter der Blase gelegen und darum werden Unregelmäßigkeiten, Krankheiten oder Unannehmlichkeiten, die sich in Nieren, Rücken oder Blase bemerkbar machen, zuweilen für Frauenkrankheiten oder Gebärmutterschwächen gehalten.

Man begeht leicht einen Irrthum, den man ebenso leicht vermeiden kann, wenn man den Urin untersucht (siehe Pamphlet). Die milde und außerordentliche Wirkung von Dr. Kilmers Swamp-Root, das große Nieren-, Leber- und Blasen-Heilmittel, ist bald bemerkbar. Seinen wunderbaren Kuren wird die höchste Anerkennung gezollt. Brauchen Sie eine Medizin, so sollten Sie die Beste gebrauchen. In allen Apotheken 50c und $1. Sie können eine Probeflasche und Pamphlet, beides frei per Post versandt, haben, wenn Sie die tägliche „Tribüne" bei Einsendung Ihrer Adresse an Dr. Kilmer & Co., Binghamton, N. Y., mitschicken. Der Herausgeber dieser Zeitung garantirt die Echtheit dieser Offerte.

... Hitze und Gesundheit. ...

Uebergroße Hitze schwächt das System und ist ohne Zweifel die Ursache vieler **Sommerleiden.**

Was wir unter einer trägen Leber verstehen ist eine schwache und unthätige Leber, die ihre Funktionen nicht richtig versieht. Die Hitze trägt viel dazu bei die Leber zu schwächen und es bilden sich auf diese Weise verschiedene Formen von **Leberleiden.**

Wenn die Leber nicht richtig arbeitet wird sie die Hauptursache von **Magenleiden.**

Wenn die Leber schwach ist wird die Nahrung nicht richtig verdaut und **Unverdaulichkeit und Verstopfung** tritt ein.

Wenn dieser Zustand zu lange vernachlässigt wird, erzeugt die unreine Masse im Magen **Unreines Blut.**

Alle diese Unordnungen des Systems verursachen viele Beschwerden, wie Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Schwindel, Kopfschmerzen und Fieber.

Der Ausweg aus diesen Beschwerden ist einfach genug, man stärkt die Leber, reinigt den Magen und das Blut durch den Gebrauch von

Dr. August König's Hamburger Tropfen.

— Das —

vorzügliche Bier

— der —

AMERICAN BREWING COMPANY.

In Flaschen

zu beziehen durch

J. Metzger und Co

Telephon 407.

Immer noch am alten Platze!

JACOB BOS.

Importirte und einheimische : : :

Weine, Whiskies, Brandies,

Kupferberg „Gold"

—und—

Great Western Champagners

Rheus und Waukesha Wasser.

35 — 37 Süd Delaware Str.

Tel. 1669.

ONCE TRIED, ALWAYS USED.

THE BAR-KEEPER'S "FRIEND"

FOR SCOURING, CLEANING AND POLISHING

BAR FIXTURES, DRAIN BOARDS AND ALL Tin, Zinc, Brass, Copper, Nickel and all Kitchen and Plated Utensils. Glass, Wood, Marble, Porcelain, Etc.

GEORGE WM. HOFFMAN, Sole Manufacturer and Proprietor, 285 EAST WASHINGTON ST., INDIANAPOLIS.

THE BAR-KEEPERS' FRIEND.

Zum Verkauf in Apotheken 25 Cents per Pfund.

Theodor Stein,

Abstracter of Titles,

Ecke Market und Pennsylvania Str

The Lemcke,

Suite 229, eine Treppe hoch. Telephon 1760.

Indianapolis.

Notiz!

Während der Monate Juni, Juli, August und September werden die Offnstunden der

Indianapolis Gas Co.

No. 58 Süd Pennsylvania Str.,

von 8 Morgens bis 5 Uhr Nachmittags sein, ausgenommen am 8., 9., 10., 11. und 12. jeden Monats, wenn sie von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Nachmittags sein werden. Auf Anordnung des Präsidenten.

W. Gierke,

Deutscher—

Buchbinder.

408 Süd East, Ecke McCarty Str.

Up Stairs.

Herr Carl Bingham, 7 Süd Alabama Straße nimmt Bestellungen für mich entgegen.

Adolph Frey,

(Old Freedom & Right.)

Notary Public, Translator, Correspondent etc.

No. 196 Elizabeth Strat.

Take Blake St. Car.

Unterstützt die

UNION CO-OPERATIVE LAUNDRY,

betrieben von Union Waschmädchen.

No. 138, 140 und, 142 Virginia Avenue.

F.